

(Nachdruck verboten.)

20]

Der Mankswann.

Roman von Hall Caine. Autorisierte Uebersetzung.

„Du mußt still sein und mir zuhören,“ sagte Philipp. „O, ich will gut sein — so gut!“ erwiderte Käthe. „Doch sieh, ja sieh nur die weißen Rämme da draußen — ganz draußen, dort bei dem Dampfer.“

Dann nahm sie zum Scherz einen ebenso ernstesten Ausdruck wie Philipp an, raffte sich zusammen und sagte mit scheinbarer Strenge: „Sei ruhig, Käthe. Benimm Dich anständig. Philipp will mit Dir sprechen — ernsthaft — höchst ernsthaft.“ Sie bog den Kopf seitwärts, um ihm ins Gesicht zu sehen. „Nun, warum fängst Du denn nicht an? Vielleicht glaubst Du, daß ich laut ausschreien werde? Das thue ich nicht — ich verspreche es Dir.“

Bei dem starren Ernste seines Gesichts wurde es ihr aber doch unheimlich und die Fröhlichkeit verschwand nach und nach aus ihren Mienen. Als Philipp jetzt sprach, klang seine Stimme fremd und dumpf.

„Du erinnerst Dich, was Du sagtest, Käthe, als ich Dir den letzten Brief aus Kimberley brachte — daß, wenn Du am nächsten Morgen sändest, es wäre ein Irrtum . . .“

„Ist es ein Irrtum?“ fragte sie.

„Sei ruhig, Käthe.“

„Ich bin ganz ruhig, Geliebter. Ich erinnere mich, ich sagte, daß es mich umbringen würde. Das war aber thöricht. Ich würde das jetzt nicht mehr sagen. Ist Pete noch am Leben?“

Sie sprach ohne Zittern; und er antwortete ihr mit heiserem Flüstern: „Ja!“

Dann fuhr er mit gebrochener Stimme fort: „Wir waren sehr thöricht. So übereilte Schlüsse zu ziehen, war sehr thöricht; ja, es war schlimmer als das, es war sündhaft. Ich traute dem Briefe gleich damals nicht recht — doch Gott verzeihe mir's, ich wünschte, ihm glauben zu können, und so . . .“

„Ich bin froh, daß Pete noch lebt,“ sagte sie gelassen.

Ihre Ruhe entsetzte ihn. In seinen verzerrten Gesichtszügen spiegelte sich der verworrene, Zustand seiner Seele; sie aber ging, ohne mit der Wimper zu zucken oder die Farbe zu wechseln, neben ihm her. Hatte sie ihn überhaupt verstanden?

Er zog Petes Telegramm aus der Tasche. „Sieh!“ sagte er und reichte es ihr.

Käthe öffnete es sofort, und er beobachtete sie, während sie las, einen Ausschrei erwartend und bereit, die Geliebte mit seinen Armen aufzufangen, wenn sie fiel. Sie zeigte aber keine Bewegung, und kein anderer Laut ließ sich hören, als das Knitern des dünnen Papiers. Er wendete das Gesicht ab. Die Sonne schien; auf den Föhrenlag ein bleifarbenener Glanz, und hier und da erhob sich von der blauen Oberfläche des Meeres eine weiße Schaumwelle wie ein Seevogel.

„Nun?“ fragte sie.

„Käthe, Du sehest mich in Erstaunen,“ sagte Philipp. „Dies trifft uns wie ein Donner Schlag, und Du scheinst Dir dessen gar nicht bewußt zu werden.“

Sie schlang die Arme um seinen Nacken und das Papier raschelte ihm auf der Schulter. „Mein Liebster“, sagte sie, „bist Du mir noch gut?“

„Du weißt, daß ich Dich liebe, aber . . .“

„Dann ist für mich jetzt keine Donnerwolke am Himmel,“ sagte sie.

Die einfache Größe der Liebe des Mädchens beschämte ihn. Ihre Zuvorsicht, ihr Vertrauen, ihre Gleichgültigkeit, gegen alle Wechselfälle des Lebens, wenn er sie nur noch liebte, dies alles war mehr als er ihr zugetraut hatte. Dennoch löste er sich aus ihren Armen und sagte: „Wir dürfen nicht gedankenlos dahin leben, Käthe. Du hast Dich Pete versprochen . . .“

„Aber Philipp,“ erwiderte sie, „damals war ich ja noch ein Kind. Es war sowieso nur ein halbes Versprechen, und ich wußte nicht, was ich that. Ich ahnte noch nicht, was Liebe ist. Das alles kam später, Liebster — viel später, Du weißt es ja wam.“

„Das macht für Pete keinen Unterschied, Käthe,“ erklärte Philipp. „Er kommt heim und erhebt Anspruch auf Dich.“ Sie trat vor ihn hin und ließ ihn nicht weiter sprechen. Ihm zärtlich den Armel glättend, sagte sie mit gesenktem Blick:

„Du bist ein Mann, Philipp, und kannst es nicht verstehen. Wie solltest Du auch — und wie kann ich es Dir sagen? Wenn ein Mädchen noch keine Frau ist, sondern ein Kind, so ist es eine ganz andre Person. Es kann dann niemand lieben, nicht wirklich, nicht was man lieben nennt, und was das Mädchen versprochen hat, zählt noch nicht. — Nicht ich war's, die sich Pete verlobte, wenn ich mich ihm verlobt habe. Es war meine kleine Schwester — die kleine Schwester, die ich vor langer, langer Zeit selbst gewesen bin — die nun aber nicht mehr da ist, sondern in mir irgendwo schlummert. Ist das so sehr thöricht, mein Schatz?“

„Doch denke nur an Pete,“ sagte Philipp. „Denke, wie er aus Liebe zu Dir fortgegangen ist, fünf Jahre auswärts gelebt, sich abgeplakt, wie ein Sklave gearbeitet, gespart, mit Entbehrungen, ja mit Gefahren gekämpft hat, alles für Dich, aus Liebe zu Dir. Und dann stelle Dir vor, wie er mit einem Herzen, das ganz erfüllt ist von Dir, heimkommt, getragen von der Hoffnung auf Dich, dürstend, hungernd und vor Sehnsucht nach Dir sich verzehrend, und nun Dich verloren findet, tot für ihn, nein, schlimmer als tot — es wird ihn umbringen, Käthe.“

Das Bild, das er entwarf, rührte sie nicht. „Es thut mir leid, aber ich liebe ihn nicht,“ erklärte sie ruhig. „Es thut mir leid — doch was kann ein Mädchen dafür, wenn es einen jungen Mann nicht liebt?“

„Er hat mich beim Abschied beauftragt, für ihn über Dich zu wachen — und Du siehst, ja Du siehst aus dem Telegramm, daß er mit vollem Vertrauen auf meine Ehrlichkeit zurückkehrt. Wie kann ich ihm sagen, daß ich ihm die Treue gebrochen habe? Wie kann ich ihm unter die Augen treten und ihm erklären . . .“

„Ich weiß, was Du kannst, Philipp. Sage, wir hörten, er wäre tot und . . .“

„Nein, es wäre zu erbärmlich. Es ist kaum drei Wochen her, daß der Brief kam — und es würde ja auch nicht wahr sein, Käthe — es wäre empörend . . .“

Sie erhob die Augen zu ihm mit einem zärtlichen Blick schamhafter Liebe und sagte aufs neue: „Ich weiß — schiebe nur alles auf mich, Philipp. Was kümmert es mich? Sage, es wäre nur meine Schuld, ich hätte Dir keine Ruhe gelassen mit meiner Liebe. Ich mache mir nichts aus dem Gerede der Menschen. Und es ist ja auch wahr, wenigstens zum Teil — oder nicht?“

„Wenn ich Pete etwas von Versuchung sagte, rühte ich mich verachten,“ entgegnete Philipp: da warf sie den Kopf in die Höhe und sagte stolz:

„Gut, so sage die Wahrheit — die ganze Wahrheit, Philipp. Sage, wir hätten uns bemüht, ehrlich und treu gegen ihn zu handeln, aber es sei unmöglich gewesen, weil wir einander liebten, und das war doch nicht zu ändern.“

„Wenn ich ihm die Wahrheit sagte, müßte ich sterben vor Scham,“ klagte Philipp. „Ach, es giebt keinen Ausweg aus dieser elenden Verwicklung. Entweder ich stehe vor ihm als Betrüger oder wasche mich mit Aussüchtchen rein; jedenfalls bleibt meine Seele für immer befleckt. Ich werde ein schlechter Mensch und sinke mit jedem Jahr tiefer und tiefer in den Schlamm der Lüge und des Betruges.“

Sie hörte ihm zu, die Augen auf sein verstörtes Gesicht gerichtet; ihre Wimpern zitterten und ihre Zärtlichkeit fing an, sich in Angst zu verwandeln.

„Nimm an, wir heirateten uns,“ fuhr er fort, „so würden wir doch niemals vergessen, daß Du Dein Gelöbniß, ich meine Treue gebrochen. Dieser Gedanke würde uns, so lange wir lebten, verfolgen. Wir würden nie einen Augenblick des Glückes und des Friedens haben. Pete wäre ein gebrochener Mann, er wäre zu Grunde gerichtet — vielleicht — wer kann's wissen — hätte er selbst Hand an sich gelegt. Er würde immer als Gespenst zwischen uns stehen.“

„Und glaubst Du, daß ich mich davor fürchte?“ rief sie aus. „Wahrhaftig nicht, nein! Wenn Du bei mir wärest,

Philipp, und mich nach wie vor liebtest, so sollten mir alle Geister der Welt nicht hange machen."

Ihr Gesicht war jetzt bleich wie der Tod, aber ihre großen Augen leuchteten.

"Unsre Liebe würde das nicht überleben, Käthe," sagte Philipp. "Das Gefühl unsrer Schuld würde sie töten. Wie wäre es möglich, daß wir uns weiter liebten, wenn so etwas Unheimliches uns Tag und Nacht heimsuchte, mit an unsrem Tische saße, unsern Gesprächen zuhörte, an unsrem Bette stände — o, barmherziger Gott!"

Von der entsetzlichen Vorstellung überwältigt, bedeckte er sich das Gesicht. Sie zog die Hände herunter und hielt sie fest umklammert. Doch der versteinerte Blick seiner Augen war noch schrecklicher anzusehen, und sie sagte mit erregter Stimme:

"Wolltest Du damit sagen, daß . . . daß wir uns nun nicht mehr . . . heiraten könnten?"

Er antwortete nicht und sie wiederholte die Frage, indem sie ihm mit vorgebeugtem Kopf und geöffnetem Munde ins Gesicht sah, wie ein Verbrecher, der auf seinen Urteilspruch wartet.

"Wir können es nicht," murmelte er. "Wir dürfen es nicht!" Und wieder versuchte er ihr klar zu machen, daß ihre Heirat jetzt, da Pete zurückgekommen war, unmöglich sei, ohne daß sie sich in Verrat, Schande und Elend stürzten. Allein seine Worte verstummten bald. Er sah in ihre Augen und da begegnete er dem kläglichem Blick des Lammes auf der Schlachtbank.

"Bist Du gekommen, mir das zu sagen?" fragte sie.

Die Antwort wollte ihm nicht über die Lippen; er überließ es ihr, sie zu erraten. Sie erriet sie mehr, als sie sie gehört hätte.

Das Verhängnis hatte sie ereilt, doch schrie sie nicht auf in ihrem Schmerz. Sie hatte das, was geschehen war, noch nicht in seiner vollen Bedeutung erfasst. Es war, wie wenn jemand in der Schlacht von einer Kugel getroffen wird: zuerst ein Gefühl freieren Atmens, ein Gefühl der Erleichterung, dann ein Schmerz und dann der furchtbare Todeskampf.

Philipp und Käthe waren eine Strecke weiter gegangen, jetzt stellte sie sich ihm aber wieder gegenüber, wie sie es vorhin gethan hatte, und schlang zärtlich die Arme um seinen Nacken.

"Das ist doch nur ein Scherz, Liebster," sagte sie, "eine Prüfung meiner Liebe vielleicht. Du möchtest meiner vollkommen sicher sein — ganz, ganz sicher — jetzt, da Pete noch lebt und wieder heimkommt. Aber Du siehst, ich will nur die Liebe eines einzigen, weiter nichts, mein Herz. Komm jetzt und bekenne es. Fürchte Dich nicht, zu gestehen, daß Du nur mit mir gespielt hast. Ich will Dir nicht böse sein. Sage es nur, schnell, schnell!"

Er konnte kein Wort hervorbringen und sie ließ die Arme von seinem Nacken gleiten; sie gingen wieder neben einander, beide hinaus in das Meer starrend. Die Berge Englands waren inzwischen schwarz geworden. Ein Sturm tobte am jenseitigen Ufer, doch hier war die Luft noch ruhig und gelinde.

Blötzlich stand sie still, scharrte mit dem Fuß im Uferkies und rief mit rauher Stimme: "O, ich weiß, was es ist. Es ist nicht Pete. Ich bin Dir im Wege. Das ist's. Du kannst nicht vorwärts kommen, wenn Du mich bei Dir hast. Ich passe nicht zu Dir. Der Abstand zwischen uns ist zu groß."

Er strengte sich an, es zu leugnen, aber er konnte nicht. Er wußte nur zu gut, wie nahe sie der Wahrheit kam. Pete war gerade zu rechter Zeit gekommen, um seinem Gewissen als Deckmantel zu dienen, doch Käthe riß ihm die Hülle herunter und zeigte ihm seine wahre Gestalt.

"Das mag wohl für Dich recht gut sein," rief sie, "wo aber bleibe ich? Warum hast Du mich nicht in Ruhe gelassen? Weshalb mußt Du mich ermutigen? Ja wohl, Du hast mich ermutigt. Sagtest Du nicht, daß eine Frau zwar nicht im Stande wäre, sich selbst im Leben emporzuarbeiten, daß aber ein Mann sie zu sich erheben könne, wenn er sie wahrhaft liebt? Und erklärtest Du mir nicht, daß es kein Oben und Unten gäbe, wo wirkliche Liebe ist? Alles andre, sagtest Du, wäre dann nichts — es gäbe keinen Stolz mehr — Rang und Stellung und die ganze Welt wäre nichts dagegen. Jetzt aber weiß ich es anders. Die Welt steht zwischen uns. Sie hat immer zwischen uns gestanden und Du kannst mir nie angehören. Du wirst weiter streben

und emporsteigen und mich wirst Du hinter Dir zurücklassen."

Sie brach in ein entsetzliches Gelächter aus. "O, ich bin eine Närrin gewesen! Wie hab' ich mir träumen lassen, ich könnte glücklich werden! Ich wußte, daß ich nur ein armes, unwissendes Ding bin, ich glaubte aber, der Geliebte wolle mich zu sich emporheben. Und nun überläßt er mich mir selbst. O, es ist schrecklich! Warum hast Du mich hintergangen? Ja, betrogen hast Du mich! Oder war das kein Betrug, als Du mich glauben machtest, Du liebtest mich mehr als die ganze Welt? Das ist nicht wahr. Du liebst nur die Welt, und Pete ist nichts als ein Vorwand."

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Ein Volk weniger auf der Erde — hurra, die Kurse steigen! An allen Börsen der Welt jauchzt man im Schiller-Patmos: Geld unerschlagenen Millionen! Die Geldtragödie des fast dreißigjährigen Freiheitskampfes der Boeren ist beendet, und mit dem Ende fast schon vergessen. Ein Volk ist ausgerottet, aber was will man: Aus Blut und Leiden ist der wunderherrliche, liebevolle Friede entstanden, der gnädig und gütig nach langer Dürre endlich die Industriepapiere besfruchtet. Diese Boeren, diese in zahllosen Liedern, Reden, Leitartikeln, Büchern bewunderten und gefeierten Goldschreiter, haben aufgehört, zu existieren, die Mitwelt aber, die solcher unerhörten Katastrophe Zeuge ist, erschauert tief ergriffen in der fieberhaften Frage: Soll ich Aktien kaufen?

Die legendarisch zugespitzte Geschichte erzählt von einem Volke, das in einer gewaltigen Feldschlacht bis auf den letzten Mann, um seinen Fürsten geschart, zu Grunde ging. Das sind die Ostgothen, die um die Mitte des sechsten Jahrhunderts in einem Zusammenstoß verschwand, allerdings nicht so spurlos, daß sie nicht Herr Sudermann nach fast 1500 Jahren in seiner Teja-Poste zu Lantienem ausschütten konnte. Der Untergang der Boeren vollzieht sich nicht in solchem krachenden Gewitter. Langsam haben sie sich verblutet, und auch nicht alle starben, es sind genug übrig geblieben, um sich mächtig in die Masse der Sieger zu verwandeln. Wer weiß, ob über Jahr und Tag nicht die Nachkommen der heutigen Boerenführer in ihren Willen die Bilder von Cecil Rhodes und Joe Chamberlain als patriotischen Schmutz bestizen, und nur noch mit einem Gefühl von Scham darauf zu denken wagen, wie unjählich beschränkt ihre Väter gewesen, daß sie um eines heroischen Unsinns willen, wegen des leeren, gänzlich unrentablen Phantoms nationaler Unabhängigkeit ihr Land und Leben zerstören ließen. Das Geldentum, das bereit ist, für ein Ideal zu sterben, wird dann wohl keinen Marktwert mehr haben, wenn erst der Kapitalismus die letzten Spuren der Schwäche abgestreift hat und ganz und gar zu scheitern wagt, was er ist, unbelästigt und unverfälscht von idealen Gewissensängsten . . .

Ein ganzes Volk wird wie eine veraltete, dem technischen Fortschritt nicht mehr genügende Maschine ausrangiert. Das kapitalistische Naturrecht auf schrankenlose Ausbeutung kann solche überwundenen Betriebsformen nicht dulden. Den einzelnen halsstarrigen konservativen Geschäftsmann konkurriert man nieder. Wenn aber ein ganzes Volk mit solcher Halsstarrigkeit behaftet ist, so werden eben schärfere Mittel und reichere Geschäftsmethoden aufgewandt. Man organisiert die Nordbremerei, ächert Städte und Dörfer ein, säet mörderische Leiden, tötet die Männer und vernichtet Frauen und Kinder. Dies Verschafren ist ein wenig kostspielig und langwierig, aber schließlich rentiert es sich doch. Man muß eben etwas ins Geschäft stecken, wenn etwas herauskommen soll. Der Boerenkrieg ist nur eine kapitalistische Spekulation mit erweiterten Mitteln gewesen. Ein paar Querschnitte des zivilisierten und höchst christlichen Europas haben zwar über so viel barbarische Grausamkeit gemurmelt, aber die Staatsregierungen der europäischen Großmächte haben mit voller Gewissensruhe dem interessanten Schauspiel zugesehen, das wegen der Gewißheit seines endlichen Ausgangs nicht einmal den Spannungszweck eines Fahrrad-Rennens hatte. Es war das persönliche Unglück der Boeren, an dem die europäischen Regierungen zweifellos unschuldig waren, daß sie Goldgruben in ihrem Lande hatten. Hätten sie am Nordpol gewohnt, niemand würde ihre nationale Unabhängigkeit angetastet haben. Und außerdem: wer hieß sie, so verblendet sein, auf dem Recht der nationalen Selbstbestimmung eigenmächtig zu beharren! Zwar lernen die europäischen Kinder in den Schulbüchern, daß nichtswürdiger die Nation sei, die nicht alles an ihre Ehre setze, wie denn überhaupt Nationalgefühl die höchste der Tugenden sei, aber diese schönen Worte gelten doch nur für Staaten, die genug Kanonen haben, und auch lediglich insoweit, als die Betätigung der edlen Tugend keine Geschäftsstörung in sich schließt.

Kein Staatsmann schläft deshalb schlecht, weil dort unten in Afrika die Geier am Leichnam eines gemordeten Volkes fressen. Und wenn sie ja noch ein Nest von humanitätsbusstiger Schlappheit bedrängt, nun, so ist es leicht, wissenschaftliche Kröstung zu erlangen. Darwin, der auch ein Engländer war und der den Kapitalismus in ein naturwissenschaftliches System gebracht hat,

lehre ja als Urgeſetz der menſchlichen Entwicklung den Kampf ums Daſein, der darin beſteht, daß der Stärkere allemal den Schwächeren auffreſſe. Das iſt zwar unangenehm für den Schwächeren, aber, was wollt ihr, Naturgeſetze muß man ſich unterwerfen. Die Boeren waren die Schwächeren, die Engländer die Stärkeren; jene konnten alſo eigentlich ſtolz darauf ſein, als Veruchſamation für die Bewährung eines Naturgeſetzes auserwählt zu ſein. Der dicke Edward, an dem die bürgerlichen Witzblätter all ihre verhaltene, weil verbotene Majestätsbeleidigungſtraf frei ausloben, kann mithin ohne jede Unruhe ſich die allerchriſtlichſte Krone aufs Haupt ſetzen: Das Naturgeſetz rechtfertigt ihn.

Das Recht des Stärkeren iſt die höchſte Moral des Kapitalismus, und den Stärkeren zu unterſtützen der edelſte Heldennut. Aus dieſem Grunde verabſcheut unſre chriſtlich civiliſirte Welt auch die großen Räuberperſönlichkeiten. Es war die Eigenart dieſer Frau Diavolo und Schinderhannes, daß ſie zwar die Mächtigen und Reichen ausplünderten und gelegentlich zu Tode brachten, daß ſie aber den Armen und Bedrückten beſtanden. Das fand eine frühere verwahrloſte Zeit edelmüthig, jetzt aber wird dieſe grauenhafte Ungerechtigkeit der Glenden als ein Frevel an der Heiligkeit des Naturgeſetzes empfunden und ihr angeblicher Edelmut bildet einen Grund mehr, nein eigentlich den Grund, ſie in die Schwärzlammer zu ſperren. Hätten die Schinderhannes ſich damit beſchäftigt, gemäß dem Naturgeſetz die Schwachen auszurotten und ſie als Beute den Starcken gebunden zu überliefern, ſo würde ſie die Ethik des Kapitalismus unter die Heroen der Menſchheit, die genialen Staatsmänner und erhabenen Kriegsfürſten einreihen. Aber die Anſehnung gegen das Naturgeſetz, das die Starcken gegen die Schwachen verteidigt, macht ſie zu Verbrechern.

Gerade die Boeren haben die Wirkungen der chriſtlich-kapitaliſtiſchen Moral am eigenen Leibe verſpürt. Als ſie die Stärkeren waren und 1896 die Beute Jamesons wie läſtige Inſekten leicht abſchüttelten, da bot man ihnen werththätige Hilfe an. Wie aber England über das kleine Volk ſiel, da achtete Europa ehrfurchtsvoll des Naturgeſetzes und ließ die Schwächeren zu Grunde gehen; es war nur noch eine kleine Anwendung einer überwundenen Moral, daß man den Ueberfallenen ihren Widerſtand nicht geradezu als Verbrechen anrechnete.

In der Beurteilung der ruffiſchen Ereigniſſe wird die kapitaliſtiſche Meinung der europäiſchen Oeffentlichkeit von der gleichen Moral geleitet. Ein Volk ächzt unter der rohen Tyrannei einer finſteren Uebergewalt, die jede freie Regung erſticht, jede glücklichere Geſtaltung hemmt. Ein Einzelner unternimmt es, einen beſonders ruchloſen Träger des ruchloſen Systems anzugreifen und zu überwältigen, indem er ſein eignes Leben opfert. In früheren Zeiten hätte man den kühnen Mann bewundert und verehrt. Heute ſieht man auch in ſolcher That ein abſcheuliches Attentat auf das Naturgeſetz, das den Schutz des Starcken gebietet. Wenn die ruffiſchen Gewaltthäter das Gewimmel der Kleinen niedertraten, dann iſt das eine große und weltgeſchichtlich gerechtfertigte Handlung. Wenn aber ſo ein trotziger kleiner David den plumpen Goliath mit der Schlenker niederſtreckt, dann ſucht man über den feigen Mordhändler, den ſcheußlichen Mordgeſellen. Die kapitaliſtiſche Welt, die es ertragen kann, daß zehntauſende Menſchen um eines Geſchäftsgewinnes Willen hingeſchlachtet werden, wird im Innerſten aufgewühlt und empört, ſobald ein Träger der unheimlicheren Gewalt fällt. Wenn der Tiger einen Menſchen packt, dann ſtellt ſich der fromme Ethiker des Kapitalismus daneben und predigt — dem Menſchen das Geſetz der Gerechtigkeit, das da ſchlehterdingens verbietet, aus eigenem Recht Nothwehr zu ſehen. . . .

Ein Volk weniger auf der Erde — Hurra! die Kurſe ſteigen, und das Naturgeſetz, das den Kampf ums Daſein leut, ſtraft in ſieghaftem Glanz!

J o c.

Kleines Feuilleton.

bt. Der Neſtor der deutſchen Aſtronomen, Johann Gottfried Galle, feiert morgen, am 9. Juni, ſeinen 90. Geburtstag. Nicht nur aus Deutſchland, ſondern aus der ganzen Welt werden dem Jubilar Glückwünſche zuſticken — iſt ſein Name doch aufs engſte verknüpft mit einer der merkwürdigſten Entdeckungen, der des Planeten Neptun, durch welche eine Aſtronomie des Unſichtbaren geſchaffen wurde. Das Arbeitsgebiet des Aſtronomen iſt nicht auf durch das Auge resp. Fernrohr Erfahbares beſchränkt, ſondern Geſtirne, die niemals einen Lichtſtrahl zu uns ſenden, verraten ſich dem geiſtigen Auge durch Einwirkungen, die ſie auf ſichtbare Körper ausüben. Galles Bedeutung liegt allerdings weniger auf dem Felde der Berechnung des Unſichtbaren, als auf dem der Beobachtung des Sichtbaren, und gerade als Beobachter hat er in die Entdeckungsgeschichte des Neptun eingegriffen.

Geboren wurde er am 9. Juni 1812 in Pabſhans bei Gräfenhainichen in der Provinz Sachſen; ſeine Schulbildung erhielt er in Wittenberg. Nachdem er das Zeugnis der Reife erlangt, ging er im Jahre 1830 nach Berlin, wo er Mathematik und Naturwiſſenſchaften ſtudierte. Nach Vollendung ſeines Studiums wandte er ſich dem Lehrfache zu; wir finden ihn 1833 am Gymnaſium in Guben, im folgenden Jahre, 1834, am Friedrich-Werderſchen Gymnaſium in Berlin als Lehrer thätig. Doch ſchon 1835 wurde er von Ende an die damals neu erbaute königliche Sternwarte in Berlin als Obſervator (Beobachter) berufen. Dieſe Stellung beſaß er 16 Jahre lang, bis zum Jahre 1851, wo er als Direktor an die Sternwarte

von Breslau berufen wurde. Letzteren Poſten beſaßte er bis zum Jahre 1897; dann trat er wegen ſeines hohen Alters als fünfundsachtzigjähriger in den Ruheſtand.

In ſeiner Berliner Stellung machte er ſich als forſamer Beobachter, beſonders von Kometen, einen Namen; drei dieſer Weltkörper, die unſrem Sonnensystem angehören, gelang es ihm, zu entdecken und zu berechnen; ſie führen im Verzeichnis die Nummern 156, 157, 158. Alle drei ſtanden zu Anfang des Jahres 1840, am 5. Januar, 13. März, 3. April, in der Sonnennähe. Nur einer von ihnen, 157, hat eine elliptiſche Bahn, ſo daß er dauernd zu unſrem System gehört und zur Sonne zurückkehren muß; allerdings beträgt ſeine Umlaufzeit 13864 Jahre. Alſo erſt ſehr ſpäte Enkel werden in der Lage ſein, die über ihn angeſtellten Berechnungen zu verifizieren.

Am Morgen des 23. September 1846 empfing Galle ein Schreiben des jungen Parifer Aſtronomen Leberrier, worin er gebeten wurde, an einer genau bezeichneten Stelle des Himmels nach einem Planeten zu ſuchen. Der Planet Uranus, welcher 1781 entdeckt worden war, zeigte in ſeiner Bahn nicht genaue Uebereinstimmung mit dem Wege, welchen die Rechnung ihm anwies. Man vermutete ſchon ſeit längerer Zeit, daß die Abweichungen durch einen von der Sonne noch weiter entfernten unbekanntem großen Planeten verurſacht ſein. Leberrier berechnete denſelben aus dieſen Abweichungen und teilte ſeine Reſultate der Berliner Akademie der Wiſſenſchaften mit. Gleichzeitig wandte er ſich, wie ſagte, an Galle mit der Bitte, den Planeten zu ſuchen. Dieſe Thatſache beweist, welchen Ruf damals bereits Galle als Beobachter beſaß. Die Berliner Akademie der Wiſſenſchaften gab damals neue Sternkarten heraus; die Bearbeitung der von Leberrier bezeichneten Stelle des Himmels war gerade ſerlig geworden und die Sternwarte bereits im Beſitz einer Karte, die im Buchhandel noch nicht erſchienen war. Als Galle an der Hand dieſer Karte den Himmel abſuchte, fand er ein Sternchen 8. Größe, das nicht verzeichnet war. Die unauſgeſetzte Beobachtung während der Nacht zeigte keine ganz zweifellose Ortsveränderung des Sternchens; als es aber am nächſten Abend wieder beobachtet wurde, war es deutlich von der Stelle gerückt und erwies ſich thätſächlich als der geſuchte Planet. Dieſer von der Beobachtung errechnete Planet umkreiſt die Sonne, von der er nicht weniger als 602 1/2 Millionen Meilen entfernt iſt, in einem Zeitraum von 164 1/4 Jahren. Das Inſtrument, mit dem er von Galle vor 56 Jahren zuerſt erblickt und feſtgeſtellt wurde, ſieht heute noch in der Sternwarte auf dem Endeplat. Doch nur noch kurze Zeit wird dieſe hiſtoriſche Stelle den Berlinern zugänglich ſein; der Dunſt der Großſtadt treibt die Beobachter des Himmels in die reinere Luft entlegener Vororte.

Galles weitere Thätigkeit war die eines fleißigen und ſorgſamen Forſchers. Außer dem Neptun hat er beſonders die Bahnen von Kometen und Planetoiden beſtimmt. Unterſuchungen über Meteore und Lichtſcheinungen am Himmel führten ihn zur näheren Verſchärfung mit der Meteorologie, als deren Frucht 1857 „Grundzüge der ſchleſiſchen Klimatologie“ erſchien. Seine aſtronomiſchen Beobachtungen ſind zum größten Teil in den Mitteilungen der Breslauer Sternwarte enthalten. Ein beſonderes Verdienſt erwarb er ſich im Jahre 1873 durch die Anregung, Meſſungen an dem Planetoiden Flora, welcher im Oktober und November dieſes Jahres der Erde ſehr nahe kam, zur Beſtimmung der Entfernung der Sonne zu begehren; hierzu ſind gleichzeitige Beobachtungen auf nördlich und ſüdlich gelegenen Sternwarten nötig, die auf Galles Veranlaſſung unternommen wurden. Galle leitete aus ihnen einen ſehr genauen Wert für dieſe wichtige Größe, das Metermaß am Himmel, ab. Im Jahre 1894 gab er ein neues Kometenverzeichnis als Ergänzung des früheren heraus. —

Theater.

Schiller-Theater. Die Mottenburger. Poſſe mit Geſang in ſechs Akten von Kalif und Wehrauch. Muſik von Bial. — Mit den alten Poſſen iſt's wie mit der alten Zeit. Man lobt ſie, weil man ſie vergeſſen hat. Ausgrabungen, wie ſie das Schiller-Theater in dieſer Saiſon mehrfach vorgenommen, ſind unter dieſen Umſtänden eine unbequeme Ueberräſchung. Es hat etwas Geuerliches, wenn man bemerkt, daß jene alten Stücke, die man ſo hoch über den ganz blöden modernen Ausſtattungspoſſentram geſtellt hat, doch nur das eine Verdienſt beſitzen, jung geweſen zu ſein, als man ſelber noch jung war, und daß, von dieſer ſubjektiven Würze abgesehen, das alte Bräu beinahe ſo wäſſerig ſchmeckt, wie das, was heute zum Ausſchank kommt. Die Mache iſt nicht weniger äußerlich und der Effeckt nicht weniger an den Haaren herbeigezogen, und der Mehrzahl der Wiſe ſieht es an der Stirne geſchrieben, daß ſie auch Anno dazumal recht hoch betagt geweſen ſein muß. Als Schwanl wäre eine Sache, wie die „Mottenburger“, ſchlechthin unverdanlich. Was bei dem Mangel wirklicher Situations- und Charakterkomik immerhin noch eine gewiſſe Bewegung hineinbringt, iſt die reichliche Unterbrechung der redſeligen Proſaſcenen durch Muſik und Couplets. Da man nie wiſſen kann, wann und über welchen Gegenſtand die handelnden Perſonen zu ſingen anbeben werden, wartet man darauf mit einer Art von Spannung. In dieſem völlig launenhaftwillkürlichen Potpourrifang liegt etwas Gemüthlich-Vergnügliches. Daß man ſich Indirectionen zu den Verſen von Kalif und Wehrauch erlaubt hatte, iſt ſicher kein Verbrechen an der Poefie. Möchten die neuen Strophen auch recht herzlich ſchlecht ſein, darum allein waren ſie noch lange nicht ſittwidrig. Aber daß man, zumal

im übrigen in Kostüm und Ausstattung der Charakter des Altmodisch-Mottenburgerhaften überall sehr glücklich festgehalten war, den neuesten Berliner Hochbahn-Kalauer, den Boeren-Frieden und andre große Gegenwartensingenheiten mehr in Coupletreimen vorgelegt erhielt, war wirklich hart. — Das flotte Spiel, vor allem der Herren Schmasow und Kirchner wie des Fräulein Margarete Wasmann, verhält trotz alledem der einst berühmten Posse beim Publikum zu einem lauten Geiterkeitserfolg. —dt.

Musik.

Kein einfacher „Falcone“, sondern ein ganz ordentlicher Durchfallcone war dieser „Matteo“, den unser Opernhaus am Freitag aufgeführt hat. Man stelle sich aber die Sache nicht so vor, als hätte die Theaterleitung ihre Kräfte auf das Spiel gesetzt, um eine verkamte Künstlergröße dem Schicksal zum Trost zu retten, und wäre dabei in befallenswerter Weise gescheitert. Theodor Gerlach ist weder verkamt noch eine Künstlergröße, sondern ein Mann geletzten Alters aus Dresden, der bei dem aktivwürdigen Kölner Meister Franz Willner das Nötige und darüber hinaus ein apartes Komponieren von Chören gelernt zu haben scheint. Gesezt ist auch sein musikalisches Können; und man darf hier getrost das Wortspiel wagen, daß sich in ihm mancherlei ältere Musikeindrücke gesezt haben. Was seine Musik kennzeichnet, das sind Motive, wie man sie in der Kompositionsschule gebraucht und erstimt, sind Wendungen, die sich gut abgelagert haben, meist von jener Art, wie sie in Zwischenfällen und Schlußformeln von Vereinsgesängen u. dgl. üblich ist, von der herzerweichenden Rührhril familiärer Lieblingsstücke — alles geschieht gewakt, ordentlich polyphon ineinandergearbeitet, mit ersichtlichem Gewandtheit im Erveden von Stimmung und mit einer beförderen Fertigkeit im Komponieren von Chören und im Zusammenfügen von Chor und Solo.

Der Text, den sich der Komponist für seine Musik bereitet hat, ist eine Freiheits- und Mache-Geschichte aus Korsika zu der Zeit (1730), da diese Insel die letzten und bald erfolgreichen Anstrengungen machte, sich von der Genuesenherrschaft zu befreien. Subtil und nicht eben durch die Musik anschaulich näher gerückt ist das zur Katastrophe führende Zueinanderspielen der zwei hauptsächlich Eigenheiten der Korser: der Blutrache und der Gastfreundschaft. Nicht subtil, vielmehr recht grob sind die Verse des Textes; immerhin bringt der Gegenfah kürzerer und längerer Verse eine gute Abwechslung. Daß wir von einer wirklichen musikalischen Dramatik sprechen könnten, dazu fehlt jeder große Zug in der Erfindung und Verbindung der Motive; das wenige, was sich an markanteren Themen herausarbeitet, ist Konventions- und Schmachtmusik. Die äußeren Verhältnisse moderner Operndramatik sind zwar eingehalten; und der gesehene Einfall, die Alt-Teilung durch einen geschlossenen Zug des Hauptstückes zu ersetzen, das ein Vorspiel und ein Nachspiel einrahmen, macht sich ganz hübsch. Von tieferem Ausdruck, von dramatischer Wucht ist keine Rede; Affektstärke verstimmt die Komponist gern durch Blechstöße im Orchester, das ohnehin nicht gerade hervorragend instrumentiert ist. Eine Langleweile liegt über dem Ganzen und zwar auch in den späteren Teilen, die — zumal das Nachspiel — eine kleine Steigerung der musikalischen Kraft bringen. Am ehesten möchten wir noch die idyllische Scene hervorheben, in der des Falcone Sohn Fortunato im Heu mit einem Kästgen spielt. Der originellste Textteil, die Korrische Totenfeier (Vocero) im Nachspiel, ist ein pantomimisches Ballett, wieder mit einer nicht läblen Stimmungsmusik, die aber ebenfalls über Jubelkarnut nicht hinauskommt.

Die Aufführung war von einem ersichtlich starken Animo aller Beteiligten getragen. Victor v. Strauß (oder wie ist eigentlich sein Vornamie?) dirigierte, Droeschler führte — nicht immer scharf nach den Weisungen des Textbuches — die Regie. Herr Berger sang den Titelhelden. Schade, daß er sein gutes Material an Stimme so wenig vornehm behandelt; besonders manche hohen Töne, einige wie o gesungene o und dergleichen störten sehr. Nicht geseht behandelt auch Fel. v. Bibow (in der kleinen Rolle einer Tochter Falcones) ihre Stimme; allein sie kann aus ihrem hübschen Alt wohl noch Gutes herausbringen. Fr. Reini (als deren Schwester Beatrice), unsere Hoch- und Schrei-Dramatikerin, ist in ihrer Art bekannt und mit ihrem Eifer auch hier wieder eines Nühmens wert. Von Frau Goetze (Falcones Gattin) brauchen wir dies erst recht nicht zu betonen; und Fr. Rothauer (als beider Söhnchen) bewährte sich ebenfalls. Die zwei älteren Männerstimmen waren tüchtig; das heißt der Prachtbaß Herr Knüpfers (Anführer der gemessenen Söldner) bedarf nicht erst einer Preisung, und der Tenor Herr Sommers (Nationalheld Sampiero) war diesmal gut am Plat.

Zweimal nach dem Hauptteil und Inapp zweimal nach dem Ende gelang es einigen Paschändern, den Komponisten herauszuwaschen. Hans Wtgnier war nach dem „Armen Heinrich“ an die 18 Male gerufen worden und mußte doch einen Abfall seines Werkes hinnehmen. Proportion: 18 verhält sich zu 4, wie sich verhält 0 zu x; x gleich 0. Der Mann für das nächste 0 ist frei; auf diesem Schlachtfeld verschwinden die Leichen sehr bald. —sz.

Gesundheitspflege.

ss. Eine Anllage gegen das Pincenez richtet der Augenarzt eines großen New Yorker Krankenhauses, Dr. Robert Joyce, in einem Schreiben an den „Medical Record“. Wer einen

Zwider trägt und sich selbst einigermaßen beobachtet, wird vielleicht darauf aufmerksam geworden sein, daß sich häufiger ein Thränen des Auges bei ihm einstellt. Dr. Joyce weist nun nach, daß diese Erscheinung eine Folge des Drucks ist, der von den Federn des Pincenez auf die Gewebe zu jeder Seite der Nase ausgeübt wird. Dieser Druck giebt nämlich nach den Beobachtungen des Arztes zunächst dazu Veranlassung, daß das untere Augenlid aus seiner Stellung geschoben wird, indem seine Bindehaut die Berührung mit der Bindehaut des Augapfels verliert. Mit andren Worten ausgedrückt: das untere Augenlid hebt sich vom Augapfel ab. Die Augenlinde nennt diese bei verschiedenen Krankheiten zu Tage tretende Erscheinung Ekropium und kennt auch ihre sehr läblen Folgen. Indem die äußere Luft einen Zutritt zu der inneren Haut des Lides erhält, wird diese in den Zustand einer dauernden Entzündung versetzt, wodurch dann wiederum weitere Störungen in dem Mechanismus des Auges und namentlich der Thränenleitung entstehen, abgesehen davon, daß auch der Anblick eines in dieser Weise veränderten Auges kein schöner ist. Dr. Joyce hat durch Messungen festgestellt, daß der Druck eines Zwiders eine Abhebung des Augenlids zwar in einem geringen aber doch meßbaren Betrage hervorruft. Gerade diese Geringfügigkeit ist infolge bedenklich, als die Thatfache insolgedessen der Beobachtung selbst eines Arztes leicht entgeht, zumal wenn die Augen durch die Gläser bedeckt werden. Dennoch ist auch in diesem geringen Grade die Abhebung des unteren Augenlids zur Herbeiführung von Entzündungen genügend. Selbstverständlich ist dieser Uebelstand nicht in jedem Fall mit dem Tragen eines Zwiders verbunden, wohl sollte aber darauf geachtet werden, ob es vielleicht der Fall ist, und dann muß eine sehr sorgfältige Auswahl eines passenden Pincenez vorgenommen werden. Es giebt aber auch Nasen, die für keine einzige Form des Zwiders geeignet sind, indem jener unter allen Umständen zu vermeidende Einfluß auf das Auge stets eintreten würde, und dann bleibt eben nichts andres übrig, als daß der oder die Betreffende auf das Tragen eines Pincenez überhaupt verzichtet und mit einer Brille fürlieb nimmt. —

Humoristisches.

— Lehrbubenleben. „Du Schorsch, wie geht Dir's dem bei Dei'm neuen Meister?“ „Miserabel! Giebt's a' Wurst, Krieg' i' d' Haut; giebt's Kartoffel, Krieg' i' d' Haut, und isz i' d' Haut net, na' haut mi' da Meister!“ —

— Sehr fraglich. Er: „Das scheint wohl eine Omlette zu werden, liebe Frieda?“ Junge Frau: „Meinst Du?“ —

— Fatal. „... Donner und Doria, so ein Pech!... Bin ich da im Dusel dem Mähigkeitsverein beigetreten!“ — („Fliegende Blätter.“)

Notizen.

— Das Trianon-Theater in der Georgenstraße tritt mit der nächsten Saison als G. m. b. H. in die Reihe der ständigen Bühnen Berlins und soll das moderne Lustspiel und den Schwank pflegen. —

— Das Städelsche Kunstinstitut in Frankfurt a. M. hat ein Gemälde von Wilhelm Leibl, das einen alten Bauern an der Seite einer jungen Bäuerin darstellt, für 33 000 M. erworben. —

— Die Hamburger Wochenschrift für deutsche Kultur „Der Lootse“ kündigt an, daß sie Ende Juni zu erscheinen aufhört. —

— Die nächstjährige Generalversammlung des Vereins deutscher Naturforscher und Aerzte findet in Kassel statt. —

— Im neuesten Bande des Goethe-Jahrbuchs weist P. Weizsäcker nach, daß die eiserne Hand des Ritters Götz v. Berlichingen nicht, wie Goethe in seinem Schauspiel will, die rechte, sondern die linke war. Es ergibt sich dies aus der Beschichtung des mechanischen Kunstwerks, das in Jagsthausen aufbewahrt wird. —

— Der Wiener Maler David Wojó hat sich in einem Anfall von Verfolgungswahnsinn in Venedig erschossen. Die „Neue Welt“ brachte vor längerer Zeit eine Reproduktion seines unlängst von der modernen Kunstgalerie in Venedig angekauften Gemäldes „Begrabene Hoffnungen“. —

— Kürzlich ist in London bei einer Versteigerung der silberne „Bestlöffel“, eine Erinnerung an die Zeit der großen Seuche von 1665 für 2500 M. verkauft worden. Auf seinem Griff stehen in englischer Sprache die Worte: „Hergestellt im Jahre 1665, in dem in London durch die Seuche 68 596, durch andre Krankheiten insgesamt 97 206 Menschen hingerafft wurden“. —

c. Eine englische Expedition zur Untersuchung der Schlafkrankheit ist nach Uganda aufgebrochen. Die Schlafkrankheit oder Negerlethargie ist in Westafrika seit langen bekannt, aber jetzt auch den Kongo entlang nach Uganda gekommen. Die unheilvolle Krankheit hat viel Gemeinsames mit der allgemeinen Paralyse der Verrückten. Bis jetzt sind nur Eingeborene davon befallen worden; drei Fälle wurden vor kurzem in Londoner Krankenhäusern behandelt. Nach den letzten Berichten aus Uganda sind in Bufoga allein 20 000 Menschen daran gestorben und die Epidemie soll noch im Zunehmen sein. —